Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 7. Bromberg, den 16. Februar 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Von einem Einödshof hatte der andere gesprochen. Zu finden mußte er also sein . . . Aber, was willst du denn eigentlich von ihm, Basil Salmaser, was? . . . Einen Menschen sehen! schrie es in ihm auf. Der Gang in sein Heimatdorf hatte nachhaltiger auf ihn gewirkt, als er sich eingestehen mochte. Das verweigerte Brot, der Steinwurf . . . und nicht zuletzt der menschenhassende Pfarrer, das alles hatte sich in seinem Grübeln festgefressen . . . Hatte nicht der Maler auch von seiner Verachtung der Hammelherde Menschheit gesprochen? . . . Eine furchtbare Zeit war es, in der die reinsten, tiefsten Seelen wie der Dr Weber und Rolf Eveling keine andere Rettung sahen, als die Flucht aus der Welt . . . Waren sie etwa typisch für die, so sich noch Reinlichkeitsempfinden im allgemeinen Pfuhl der Unsauberkeit bewahrt hatten? . . . Und war er denn nicht selber auf dem besten Wege, ein Hasser, ein Verächter, ein Einsiedler zu werden? . . .

Eine Sehnsucht, mit dem Maler zu sprechen, ergriff ihn. Aber schließlich konnte er nicht jetzt alle Einödshöfe der Umgegend absuchen . . .

Eine Stunde lief er planlos durch den triefenden Wald, ehe er mißmutig seine Behausung wieder betrat.

Er haderte mit sich selbst. Kalt war ihm; bis auf die Haut war ihm die Nässe gedrungen. Auch sein Herz fror. Die üble Laune beherrschte ihn, in seinem Innern saß das Tier, der kreisende Wurm, der sich selber frißt.

Üble Laune kommt nur dann über uns, wenn ein Neues, ein Entschluß in unserem Unterbewußtsein nach Klarheit ringt, aber noch keine Kraft hat, uns befreiend vor die Sinne zu treten. Stunden vergingen. Grübelnd saß Salmaser am Ofen, in dem ein paar glimmende Scheite gegen die feuchte Kühle des Raumes kämpften. Er starrte in die Glut und sah den Funken zu, die wie glühende Leuchtwürmlein über die verkohlten Holzstücke liefen und gleich einem verlöschendem Leben plötzlich in Nichts verschwanden . . . War das, was wir größenwahnsinnigen Plumpsäcke leblos nannten in der Natur, nicht auch lebendig? Ging nicht der gewaltige lebenspendende Hauch bis in Stein und Eisen hinein? . . . Was war denn der Magnetismus anders als Leben im Erz? . . . Lebten nicht Sinne, Wille, Empfinden, Fortpflanzung im wachsenden Kristall? . . . Lieben und Hassen, Essen und Trinken regierten überall, in der Tiefe des Berges, in der Retorte des Chemikers suchten sich die Elemente im Drange der Wahlverwandtschaft oder stießen sich ab, als könnten sie einander nicht riechen, ganz wie im Leben der Organismen. Im Sprengstoff lebte die tausendfache Kraft des Pferdes. War wirklich da noch das ‚Lebendige' wirkend, aktiv, das ‚Leblose' leidend, passiv zu nennen? Wie man es auffaßte! Mensch und Tier wehrten sich gegen ihre Angreifer, aber ebenso sicher auch die Pflanze durch Gift-Bitter — und andere Stoffe gegen den Fraß, der Holzblock gegen die Säge, der Eisenstab gegen das Gebogen- und Gezogenwerden. Einheit war die große Losung des Absoluten, des Alls, und als Teil des Ganzen wirkte im All die Macht der-Gegensätze. Denn eins war sicher: Leben hieß Arbeit, Sichregen, Bewegen, Fleiß . . . Untätigkeit, Ruhe, Stillstand, Faulheit aber — das war der Tod! . . .

Salmaser sprang auf und lief durch die Stube. Die Erregung, die in ihm gärte, fuhr ihm in die Muskeln. Wieder dachte er an die beiden Menschen, die er an dem gleichen Tage kennen gelernt hatte. Einsiedler waren sie geworden . . . doch der eine hatte seine Leinwand, seine Palette . . . der andere wenigstens Hackklotz und Beil! Er aber saß hier wie ein Verdammter — in der Zelle . . . ja, wahrhaftig in der Zelle! Der Gedanke an sein Weib stieg ihm auf und an den anderen. „Bestohlen habt ihr mich," grollte er zähneknirschend, „bestohlen um mein Bestes — die Arbeit!"

Draußen pfiff der Sturm und warf ihm den Regen gegen die Scheiben. Ölig rannen die Tropfen daran herunter. Es dunkelte. Er vergaß Licht zu machen. Früh suchte er sein Lager auf. Einmal in der Nacht schrak er zusammen, wurde wach und wunderte sich, daß er nicht Hammer und Meißel in der Hand hatte, so lebhaft hatte er geträumt. Vor einer halbfertigen Bildsäule hatte er gestanden und — als wär er ein Künstler — war immer deutlicher, klarer ein wunderbares Werk unter seiner Hand herangewachsen. . . . Er lächelte. Nein, ein Künstler war er nicht . . . Dennoch nahm er den Traum als Sinnbild seiner Sehnsucht, die nach Arbeit schrie. Aber bald schlief er wieder ein. Beim Erwachen war das Gesicht versunken. Er dachte nicht mehr daran.

Am Morgen nahm er den Krug des Vert Sandl vom Küchenbord und trat vor die Tür. Immer noch rieselte der Regen nieder, aber es schien doch heller zu werden. Er wollte einen der umliegenden Höfe aufsuchen, um Milch zu bekommen. Vielleicht erfuhr er dabei auch, wo der Maler steckte. Auf gut Glück wanderte er los. Eine halbe Stunde weit ging er über den Bergrücken hin durch das Moor. In einer Talsenke, hingekuschelt wie ein Nest, lag ein schmucker Hof. Darauf zu lenkte er seine Schritte. Eigner dieser Weltabgeschiedenheit waren der Bauer Karl Bunz und seine Frau Elis', gute Menschen; er kannte sie von früher.

Vor der Haustreppe blieb er stehen. Fröhliches Jauchzen, Kinderlärm jubilierte wie Vogelgezwitscher aus dem Innern. Eine Männerstimme war dazwischen, die lenkte das Konzert mit warmer, jugendfroher Stimme. Leise schlich er näher. Die Tür, die vom Flur in die große Stube führte, stand offen. Vorsichtig verbarg er sich hinter dem Pfosten und schaute hinein. „Rolf Eveling!" wollte er rufen. Er verschluckte die Worte vor dem reizenden Bild, das sich ihm bot. Der Maler rutschte auf den Knien über den Boden, zwei Kinder, ein Bub, ein Mädel, bildeten Vorspann; Eisenbahn spielten sie, Pfiffe ertönten, Haltesignale, Ausrufen der Stationen und Abfahrzeichen.

„Ich will nicht immer hinter der Lockmaschine sein," rief das Mädel.

„Warum nicht?"

„Weil das Peterle immer so viel Dampf abbläst."

„Schneller, schneller!" schrie der Bub. Er hatte einen puterroten Kopf. Seine Augen leuchteten, „wenn's Bertele nimmer will, spannen wir's ab."

„Schneller, schneller!" rief da auch das Mädel. Das Haar hing ihm zerzaust in der Stirn.

Rolf Eveling griff mit jeder Hand eins der zappelnden Menschenkinder und schwang sie sich auf die Schulter.

„Ihr wollt wohl gleich in den Himmel hineinfahren, ihr Lumpedenger, ihr."

„Dann wären wir beim lieben Gott," sagte das Bertele kindergläubig.

„Der wohnt viel höher," drauf das Peterle altklug.

„Das ist nicht wahr, er wohnt im Himmel, gelt du?"

Der Maler nickte. „Recht hast, Bertele."

„Weißt du, wie er aussieht, der liebe Gott, Onkel Eveling?"

„Wohl, wohl weiß ich's... So wie ich schaut er etwa aus... nur glaub' ich nicht, daß er so lange Beine hat."

„Wie du?" riefen die Kinder wie aus einem Mund.

„He ja..."

„Sag's auch... sag's auch! dränget das Mädchen.

„Also aufgepaßt!... Der liebe Gott, der wohnt doch über uns im Himmel und ist das Schönste, was es für Menschen gibt. Das Licht kommt von ihm und die Wärme und alles, was uns Glück, Leben und Freude bringt. Sein Kopf aber, mit dem er alles Gute für uns denkt, aber auch das Böse sieht, das ist die Sonne."

Wie die Kinder die Augen aufrissen! An so etwas hatten sie noch nicht gedacht; weil es aber einfach und naiv war, nahmen ihre unverbildeten Seelen es auf wie eine schimmernde Wahrheit.

Rolf Eveling knüpfte an die letzten Worte einen neuen Gedanken an: „Wenn nun der liebe Gott Böses auf der Erde sieht, dann wird er traurig, und dann packt er eine schwarze Wolke und zieht sie sich wie einen großen Hut über den Kopf weil er von den unartigen, undankbaren Menschenkindern nichts hören und sehen will."

„Dann wird es kalt und dunkel auf der Erde," sagte das Bertele mit einem leisen Schauder.

„Gewiß," fuhr der Maler fort, „aber Kälte und Dunkelheit sind die lindeste Strafe für uns auf der Erde... Wenn der liebe Gott ganz traurig wird über die Bosheit seiner Geschöpfe, dann preßt er seinen Wolkenhut und drückt sich die Hände in die Augen und weint und schneuzt sich und schüttelt sich vor Schmerz.. Dann rinnen seine Tränen nieder, der Wind bläst aus dem Himmel, und wir dummen Menschen sagen dann: „es stürmt und regnet".

„Wie jetzt."

Ja, wie jetzt . . . Und wißt ihr, auch eine Frau hat der liebe Gott, die regiert und wacht des Nachts, wenn er selber schlafen muß, und die Frau ist der Mond. Und einmal, als Gott gerade geweint hat über die Schlechtigkeit der Menschen und sich geschämt hat, weil ihm die Welt so herrlich, die Menschen so miserabel gelungen sind in seiner Schöpfung, da ist sie gekommen und hat unter den großen Wolkenhut geschaut, aber da ist der liebe Gott ihr mit seinen nassen Fingern ins Gesicht gefahren, und darum muß der Mond nun die Flecken im blanken Gesicht tragen, jetzt und in alle Ewigkeit, zur Strafe für die gottverfluchte Weiberneugier . . ."

„Ho," rief hier das Peterle dazwischen, das schon in die Schule ging, „das glaube ich nicht, es müßte doch d e r Sonne und d i e Mond heißen . . . der ist männlich und die ist weiblich . . ."

Enen Augenblick stand der Maler starr und machte ein verdutztes Gesicht. Dann sagte er lachend: „Du hast ganz recht, Peterle... so eine Dummheit bringen auch nur die Deutschen fertig in ihrer Sprache. Ein Waschlappen ist der Deutsche nun mal... Herrenvölker sagen der Sonne und die Mond . . . Und nun ist auserzählt und ausgefragt."

„Aber warum der liebe Gott wie du ausschaut, hast du noch nicht gesagt," bettelte das Mädchen

Da stellte der Maler mit einem Ruck die Kinder auf den Boden und nahm sein Hutungetüm vom Kopf. Die Flut seines wuscheligen, roten Haares quoll hervor, und im selben Augenblick fiel der erste Sonnenstrahl nach all den trüben Tagen durch das Fenster und zitterte auf dem Kopf Rolf Evelings.

„Nun hat der liebe Gott oben am Himmelsdach seinen Wolkenhut abgenommen, seht ihr!" sagte er fröhlich lachend.

Die Kinder schauten abwechselnd zum Fenster hinaus und dann auf den Riesenhaarschopf des Malers, dessen brennende Röte im Lichte erglänzte wie die aufgehende Sonne.

Auch aus der Küche nebenan scholl jetzt ein Lachen.

„Ihr verzählet dene Spitzbüchle aber saubere G'schichtz" rief eine Stimme.

„War's schlimm?" fragte Rolf Eveling zurück, „ist denn die gute Sonne nicht Schöpfer und Erhalter aller Wesen und aller Dinge?"

„Wohl, wohl . . . 's wird scho eppes dra sein . . . und niemand weiß des altbott besser wie der Bauer."

Mit den Worten erschien der Mann in der Tür. Seine Frau stand hinter ihm. Vom Hausflur her trat Basil Salmaser auf die Schwelle. Ein Durcheinander von Stimmen, Lachen, Händeschütteln.

Dann saßen sie miteinander am langen Tisch der Stube.

„Das sind der Frida ihre, unsrer Tochter", sagte der Bauer stolz. Die Kinder hängten sich an seine Röhrenstiefel. „Lumpeseckl; ihr!"

In den heller werdenden Tag hoben sich die Laute einfacher, zufriedener Menschen. Bauer und Bäuerin hatten den Gast wie einen Bekannten begrüßt, als wär er gar nicht fort gewesen. Sein Geschick kannten sie. Es war auf den Wagen der Bauern von Hof zu Hof getragen worden. Wozu noch weiter fragen und an unverheilte Wunden rühren! Natürlicher Takt wies ihnen den rechten Weg des Schweigens. Zu reden hatten sie übergenug von ihrer hart erkämpften Heimstatt, ihren Nöten und Freuden des mühsamen, aber stolzen Vorwärtskommens auf dem rechten Berggelände und den größtenteils saueren Weidengründen. In ihrem Willen lag ihre Kraft. Sie hatten den Mut der Selbstbescheidung. Vor ihrem Zaun hatte die Schlammflut der unersättlichen Begierde Halt gemacht, die jetzt die Welt durchbrauste. Ihre Macht war ein bescheidenes, sicheres Glück in Mühe und Arbeit. Sie hielten ihren kargen Graswuchs für schwellend grüne Wiesen, den frierenden Moorblumenrest für üppige Blütenpracht; die schillerndgiftige Lockung der lauten Welt war ihnen fremd.

Basil Salmaser empfand diese Stunde wie eine neu geschenkte Lebenskraft. Der Traum der Nacht fiel ihm wieder ein. „Einen Block her und ein Beil!" Etwas schaffen, formen! Die beste Religion hieß Arbeit! Er wußte, daß er um sie ringen würde von heute an. Tasten, Suchen war in ihm. Er fühlte ganz deutlich, daß die Schlacken der Weichheit, der Unglücksstarre sich von ihm zu lösen begannen.

Als er aufstand, um heimzugehen, schloß Rolf Eveling, der Maler, sich ihm an. „Ich begleite Sie ein Stück, wenn's Ihnen recht ist."

„Ich habe den Regen für ein Unglück gehalten... gerne hätte ich Sie schon vor Tagen wiedergesehen."

Sie wußten, daß sie einander wert geworden waren. Auf dem Wege sprachen sie nicht viel. Innerliche Menschen bedürfen der äußeren Worte nicht zur Verständigung.

Im Begriff umzukehren, sagte Rolf Eveling: „Sie wohnen in der Hütte am Moor droben... ich hab' es von meinen Wirtsleuten erfahren."

„Ja, da wohne ich."

„Wie ein verwunschener Prinz kommen Sie mir vor."

Basil Salmaser lachte bitter auf.

„Gestern war ich in meinem Dorf unten... „Moosnarr"! haben sie mir in den Rücken geschrien."

„Das muß Ihnen ein Ehrentitel sein," sagte der Maler warm, „wer nicht ist und tut, wie sie will, den hat die Welt noch immer einen Narren geheißen... Sie sind in guter Gesellschaft."

„Ich danke Ihnen."

Die beiden Menschen schauten sich in die Augen.

„Darf ich Sie einmal besuchen?" Rolf Eveling reichte seine Hand hin.

Salmaser drückte sie. „Ich hätte Sie darum gebeten... Kommen Sie! Der Moosnarr wird ein Freudenfeuer anzünden."

Dann gingen sie auseinander in das dampfende Heideland, von dem die steigende Sonne die Nässe trank...

In seiner Klause angekommen, griff Basil Salmaser zerstreut zu diesem und jenem. Eine Unruhe schaffte in ihm, die er nicht zu deuten wußte. Mittags begnügte er sich mit einem Stück Brot und labte sich an der mitgebrachten Milch. Er schlürfte sie ein, als tränke er den seltensten Wein. Sinnend schaute er dabei in die Sonne. Wie schön hatte der Maler den Kindern ihre Göttlichkeit nahe gebracht! Sie war wirklich das Sinnbild aller Güte, und in dem Wort Güte steckte das Wort Gott...

Nach der Mahlzeit hielt es ihn nicht mehr in der Hütte. Er lief hinaus. Zum ersten Male wandte er sich dem eigentlichen Torfstich zu. Wie verwahrlost sah es hier aus! Regellos hatten seine Väter gestochen, wo es ihnen gerade paßte, wo der minderwertige, über die Achsel angesehene Brennstoff am bequemsten zu erreichen war. Das Wasser abzuleiten, daran hatte niemand gedacht. Versumpfte ein Arbeitsplatz, versank er rettungslos im Schlamm, fing man im nächsten Frühjahr einfach an einer anderen Stelle an.

Aber welch ein Schatz lag hier zu Tage!... Wenn er ihn heben könnte!... Wie vom Blitz erhellt zuckte ein Bild des Schaffens vor ihm auf... Entwässern — Abtorfen — Urbarmachen — Bodenkultur — — —

In tiefem Grübeln, unbeweglich verweilte er und starrte auf die braunen, schlickigen Wände. Ein Riesenwerk türmte seine Schwierigkeiten vor ihm auf, aber in ihrer Überwindung sah er Segen, Ruhe, Frieden.

Mit zärtlichen Blicken streichelte er sein Reich, unter dem die Jahrtausende sich zum Schlaf gelegt hatten. Allein, ein einsamer Mensch stand er davor, scheu noch und zagend; aber weil er reines Herzens war, regte sich glückhaft eine tiefe Ehrfurcht in ihm, als gälte es, ein Dornröschen zum Leben zu wecken.

Eins fühlte er sich mit der Natur. Stille, gute Geister flüsterten in Baum und Strauch von Mut und Kraft. Und die Natur stieß ihn nicht zurück, sie war bei ihm in dieser Stunde und umfing ihr Kind mit liebenden Mutterarmen.

Fröhlich, voll neuer Gedanken kehrte er heim. Zum ersten Male packte ihn das Verlangen nach seinen Büchern. Was er in Hohenheim auf der Hochschule gelernt hatte, jetzt

fiel es ihm wieder ein... Bodenkultur, Torfwirtschaft. Er machte sich daran, die Bände aus den ungeöffneten Kisten herauszusuchen. Ein blonder Mädchenkopf tauchte dabei in seiner Erinnerung auf, der einst mit ihm vielleicht über denselben Seiten lernend gesessen hatte.... „Wer aufbauen will, darf nicht im Schutt wühlen,“ sagte er leise und schob das schwankende Bild zur Seite.... Mit den gefundenen Büchern setzte er sich an den Tisch.... Nun war er nicht mehr allein. Was andere Menschen gedacht, aus den Buchstaben sprang es heraus, bevölkerte den kleinen Raum mit lebendigen Gestalten... In der unendlichen Stille war ihm, als redeten sie zu ihm, als könne er sie fragen, und sie müßten Antwort geben....

Horch!

Waren das nicht Stimmen?

Basil Salmaser sprang auf. So lebhaft war sein Geist der Wirklichkeit entrückt gewesen. Weiter las er . . . Aber jetzt . . . Wieder hatte er etwas gehört. Er erhob sich und ging ans Fenster.

Sollte Rolf Eveling schon Wort halten? Ein freudiges Gefühl durchzuckte ihn. Rasch eilte er an die Tür, ihn zu empfangen. Von links mußte er kommen, wo der Weg aus dem Holz herausführte. Aber vergebens späte er, kein Maler war zu sehen. Getäuscht haben mußte er sich wohl.

„Ju — —huhu!“

Er fuhr herum. Von rechts kam der Jauchzer, schon ganz nah klang es, vom Wege her, der sich aus dem Tal heraufwand. „Veri wird es sein“, dachte er. Da sah er zwei Gestalten um die Ecke biegen, und eine davon, er, der jetzt eilends herzusprang, das war wirklich der Junge. Aber die andere — —

Salmaser nahm den Knaben bei der Hand und zog ihn beiseite, daß er nicht zwischen sein Gesicht und — ja — und wen denn trat. Ein Mädchen stand da. Seine Blicke zielten gerade aus starr wie Dolche. Es heftete die seinen auf die scharfen, funkelnden Spitzen. Auge in Auge getaucht, sahen sie sich an, lange, lange.

„Das ist meine Schwester“, sagte der Knabe stolz.

„Lydia — Pauline — Bachammer — —“

Veri machte runde Augen. „Ihr kennt sie, Herr?“

„Wir haben uns auf der Alp gesehen“, gab das Mädchen näher tretend statt seiner zur Antwort. Da wich die Starre von ihm, und er reichte ihr die Hand. Gleich hernach wandte er sich an den Buben, fragte nach dem alten Thaddäus Badstuber und forderte auf, mit in die Hütte zu kommen. Sein Denken, seine Blicke tasteten wie vorsichtige Fingerspitzen über die jungen Menschen.

Drinnen sagte der Veri: „Wir sind auf dem Wege, der Schwester eine Stelle über den Winter zu suchen . . . hinter dem Berg soll ein Platz frei sein, dahin wollen wir.“

„Ist denn die Stiefmutter gestorben?“ fragte Salmaser zerstreut. Zum ersten Male richtete er eine Frage direkt an das Mädchen. Lydia Bachammer schüttelte den Kopf, indes der Bub geschäftig einfiel: „Gestorben? Die und gestorben! Gar sehr lebendig ist sie . . . ihre Faust hat dem Mädle blaue und braune Bilder auf die Arme gemalt . . . Zeig's dem Herrn, du!“

„Das braucht's doch nicht“, wehrte Lydia Bachammer. Basil Salmaser sah die feine, flüchtige Röte, die ihr bis unter die Stirnhaare flackerte und sah, wie sie unwillkürlich über den Ärmel herunterstrich. Gleichzeitig schaute er auf den Jungen und vermeinte zu gewahren, wie er mit seinem Gefühl im Kampf lag und dem veränderten Wesen des Mädchens ratlos gegenüberstand.

Plötzlich hob Lydia Bachammer das schöne Gesicht und sagte mit einem lieben Blick: „Ich hab Euch noch zu danken, Herr.“

„Zu danken, wofür?“

„Ihr habt dem Veri aus arger Not geholfen . . . ohne Euch lachte jetzt der Tod.“

„Nichts zu danken, Lydia, in der Einsamkeit ist einer auf den andern angewiesen.“

Sie lächelte fein.

Dann sprachen sie vom Christazhof. Vom Bauer erzählte der Bub, wie er sich über das Gesinde ärgere und wie er Grund dazu habe. „Oft hab' ich denken müssen, die Zenzi kann seinen Tod nicht abwarten.“ Gewiß halte sie's allweil mit Schöntun und Streicheln und Pfeifenanzünden; aber zu Zeiten lasse sie die Katz' aus dem Sack; dann fühle einer ordentlich, wie ihr der Alte zuwider sei. „Und er weiß es auch, der Bauer, er weiß noch allerweil, was er tut. Von Euch, Herr, redet er viel . . . wenn Ihr einmal kommen wolltet, Herr!“

„Zuerst muß ich mich einmal selber wiedergefunden haben“, sagte Salmaser nachdenklich.

Lydia Bachammer war neben ihn getreten. „Ihr habt Schweres erdulden müssen, mein Trunk auf der Alm hat Euch kein Glück gebracht.“ Das klang wie das reine Bedauern eines Kindes.

„Wir können nur gute Wünsche hegen . . . das Schicksal sagt ja oder nein dazu, wie es will . . . Daß du es gut gemeint hast, weiß ich, Lydia.“

Sie sah ihn dankbar an.

„Wohl, wohl“, sagte der Veri, „das Mädle ist schon eine Gute. Auch beim Bauer hat's bereits einen Stein im Brett.“

„Warum bleibst du denn da nicht auf dem Christazhof?“

„Ich bin der Magd im Weg . . . . und vielleicht bin ich ja auch überzählig. Ich mag kein unverdientes Brot essen.“

Aufrecht, fast stolz stand sie da, als sie das sagte. Salmaser schaute sinnend durch die Scheiben. Durch seinen Kopf gingen Gedanken, die sich nicht formen wollten.

„Wir müssen weiter“, sagte der Knabe. Salmaser hatte die Worte kaum gehört; dennoch faßte er ihren Sinn und wandte sich den beiden wieder zu.

„Holst du deinen Krug später, wenn ihr zurückkommt?“ fragte er, und es kam ihm ganz dumm vor, was er sagte.

„Jesses . . . da hätt' ich schier vergessen“, fuhr der Bub auf, „einen Butter schickt der Bauer Euch, den würdet Ihr wohl brauchen können, und ein Rauchfleisch und Brot . . .“ Er nestelte seinen Rucksack auf und legte die Schätze auf den Tisch.

„Dank und Gruß bestell ihm, dem Bauer . . . Da werd ich doch wohl mal vom Berg herunter müssen.“

Er stand in der Tür, als die Geschwister den Weg wieder unter die Füße nahmen. Nun war es wieder still um ihn. Schwer ausatmend trat er in die Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Haarfragen.

Kriminalistische Plauderei von Dr. Heinz Gloeckner.

(Nachdruck verboten.

Das Haar zählt zu den eigenartigsten Gebilden unseres Körpers. Die Ausbildung des Haarkleides zeigt nicht nur bei einzelnen Individuen und bei den verschiedenen Menschenrassen sehr beträchtliche Unterschiede, sondern unterliegt auch bei demselben Menschen im Laufe des Lebens erheblichen Schwankungen.

Die Naturgeschichte des menschlichen Haares ist in neuerer Zeit eingehend studiert worden. Aus den Ergebnissen dieser Untersuchungen sei im folgenden einiges mitgeteilt. Was zunächst die Gesamtzahl der Kopfhaare betrifft, so beläuft sich diese beim Europäer auf etwa 100 000. Nach anderen Beobachtungen soll ein Zusammenhang zwischen der Zahl der Haare und ihrer Farbe bestehen; man hat nämlich bei den blonden Haaren 140 000, bei dunklen 102 000, bei roten endlich nur 88 008 Stück gezählt. Dagegen wird die mittlere Zahl der Augenbrauenhaare zu rund 600, die der Wimperhaare zu rund 420 angegeben. Die Dicke der Haare ist je nach ihrer Stellung am Körper verschieden. Das Barthaar ist dicker als das Kopfhaar, am dicksten sind die Wimpern. Die Dicke des Kopfhaares wechselt ferner nach der Rasse. Am geringsten ist sie beim Hottentotten und Bantuneger mit nur 0,05 bis 0,08 Millimeter, am stärksten bei den Angehörigen der mongolischen Rasse, beim Japaner z. B. beträgt sie 0,09 bis 0,14 Millimeter. Schwieriger sind zuverlässige Angaben über die natürliche Länge des Kopfhaares zu erlangen, da bei einigen Rassen das Haar ohne Ausnahme kurz geschnitten wird. Die größte überhaupt beobachtete Länge des Kopfhaares wurde nach Catlin bei einem Häuptling der Krähenindianer mit 3,23 Metern gemessen, am kürzesten dürfte das Haar des Buschmannes sein, das unverschnitten nur etwa 8 Zentimeter Länge erreicht. Die größte Länge der Barthaare beträgt etwa 2 Meter. Die Vermutung, daß das Frauenhaar eine größere Länge erreiche, als das unverschnittene Männerhaar, ist nicht richtig, wie Beobachtungen an russischen Mönchen und an spanischen und italienischen Ziegenhirten lehren. Ein sehr wichtigs Merkmal ist die Form des Haares, die zugleich charakteristisch für die einzelnen Rassen ist. Die drei Hauptformen sind das gerade Haar der Mongolen, Indianer und Eskimos, das wellige Haar der Europäer, Vorderasiaten und Inder, und das gekräuselte Haar der Neger. Bei den Haaren der Buschneger und Hottentotten ist die Kräuselung so eng, daß die Spiralen benachbarter Haare sich zu kleinen Kugeln zusammenlegen, die an die Gestalt von Pfefferkörner erinnern; heirnach erhielten jene Völker von den Buren die Bezeichnung „Pepperköppe“.

Ein Merkmal von höchster Bedeutung ist ferner die Farbe des Haares. Diese schwankt von einem fast reinen Weiß über gelbliche, braune, rotbraune, schwarzbraune sowie über graue Töne bis zum tiefen Schwarz. Weitaus am häufigsten sind die dunkelbraunen und schwarzen Töne vertreten. Was die geographische Verbreitung der Haarfarbe

betrifft, so bildet Schwarz und Schwarzbraun die Haarfarbe der Eingeborenen von ganz Amerika, Australien und Ozanien, Afrika und Asien, schwarzbraun und dunkelbraun ist der Südrand Europas, braun sind die Mitte und der Norden Europas. Die blonde Haarfarbe dagegen findet sich einigermaßen geschlossen nur stellenweise in Nordeuropa, und zwar in Schweden, und durchsetzt von dort ausstrahlend Nord- und Mitteleuropa. Zu beachten ist, daß die blonde Jugendfarbe des Haares wenig beständig ist; in Mitteleuropa dunkelt etwa dreiviertel aller blonden Kinder nach und werden allmählich brünett. Besonders auffällig ist die rote Haarfarbe. Der Anteil der Rothaarigen beträgt in Deutschland 0,25 Prozent, in Mecklenburg-Schwerin nur 0,09 Prozent, in Italien 0,58 Prozent, in Holland 2,45 Proz.

Eine wichtige Rolle spielt das Haar in der Kriminalistik. Bei der Aufhellung von Verbrechern kann die Untersuchung von Haaren unter Umständen dieselbe Bedeutung erlangen wie die Prüfung von Blutspuren. Wertvolle Fingerzeige bieten besonders Haare, die man an den zur Verübung einer Bluttat benutzten Werkzeugen findet, wie die folgenden Beispiele zeigen. An sechs Personen war ein Raubmord begangen worden, wobei diese mit Beile erschlagen wurden. Letztere wurden mehrere Meilen vom Tatorte entfernt, in einer Höhle verborgen aufgefunden und es gelang, aus den daran klebenden Haaren nachzuweisen, daß jene Werkzeuge zum Mord gedient hatten. In einem anderen Falle, über den Bassaigen berichtet, konnte festgestellt werden, daß ein Mann nicht im Walde von Räubern erschlagen, sondern in seinem eigenen Hause ermordet und die Leiche erst dann verschleppt worden war. Bei der Untersuchung des Hauses fand man nämlich an einem Türpfosten einen blutigen Gewebsfetzen, in dem Haare eingebettet waren, die von dem Ermordeten stammten. Sehr interessant ist auch der folgende Fall, den der sächsische Bezirksarzt Dr. Pfaff beschrieben hat. Ein Mann, der in später Stunde und in einer sehr finsteren Nacht aus der Gesellschaft heimkehrte, wurde an einer einsamen Stelle von zwei Menschen überfallen und schwer mißhandelt. Eine Personalbeschreibung der Verbrecher vermochte der Überfallene nicht zu geben, dagegen hatte er bei der Gegenwehr die Mütze des einen Mannes in der Hand behalten und übergab diese dem Gericht. Bei der Untersuchung der Kopfbedeckung durch den Gerichtsarzt fanden sich in ihr zwei Haare von graublonder Farbe, deren mikroskopische Prüfung Aufschlüsse lieferte, die die Ermittelung des Verbrechers wesentlich erleichterten. Die Haare zeigten in ihrer Marksubstanz noch zahlreiche, pechschwarze Pigmentzellen, so daß sie offenbar von einem noch jugendlichen Schwarzkopfe herrührten, bei dem die ersten grauen Haare sich zeigten. Die Schnittflächen der Haare, die noch ganz schief waren, ließen erkennen, daß das Haupthaar des Verbrechers erst wenige Tage vor der Tat kurz geschnitten worden war. Weitere Anzeichen sprachen dafür, daß die Haare von einer am Kopfe stark schwitzenden, daher jedenfalls zur Korpulenz neigenden Person herrührten und wahrscheinlich vom Rande einer beginnenden Glatze stammten.

Die mikroskopische Untersuchung der Haare gestattet, eine Reihe wichtiger Fragen, besonders wenn eine größere Zahl von Haaren vorgelegt werden kann, mit ziemlicher Sicherheit zu beantworten. So lassen sich aus der Dicke der Haare und aus der Beschaffenheit der Haarspitzen Schlüsse auf die Körperstellen, von denen die betreffenden Haare herrühren, ziehen.

Nicht selten hat der Gerichtsarzt sich darüber zu äußern, ob die vorgelegten Haare ausgerissen wurden oder ausgefallen sind. Die Untersuchung ist verhältnismäßig leicht, wenn es sich um ganze Haarbüschel handelt. Bei ausgerissenen Haaren ist die Wurzel nach unten offen, klobig, feucht und mit Resten des Haarbalges besetzt, während ausgefallene Haare eine unten geschlossene glatte, trockene und verkümmerte Wurzel zeigen. In den meisten Fällen werden als ausgerissene Haarbüschel ausgekämmte Haare vorgelegt. Die Unrichtigkeit dieser Angabe läßt sich durch Besichtigung der Haare selbst wie des betreffenden Haarbodens gewöhnlich leicht nachweisen.

Von höchstem Interesse und zugleich von der größten praktischen Tragweite ist endlich das Verhalten der Haare an den Leichen. Zwar können an den Leichen von Personen, die den Verbrennungstod erlitten haben, die Haare völlig fehlen, wenn sie von den Flammen weggesengt wurden; ebenso pflegen bei Leichen, die im Wasser liegen, die Kopfhaare frühzeitig auszugehen. Im allgemeinen vermögen aber die Haare der Fäulnis sehr lange zu widerstehen und geben vielfach einen zweifelsfreien Aufschluß über das Geschlecht der betreffenden Leiche. So wurden bei der nach zehn Jahren vorgenommenen Ausgrabung der Überreste der Juli-Gefallenen die Köpfe der Frauen sofort an den langen Haaren erkannt. In einem anderen Falle befand sich unter den Knochen, die von einem seit etwa 80 Jahren aufgelassenen Friedhof stammten, ein dicker Zopf rotblonder Haare, in den ein noch ganz gut erkennbares schwarzes Seidenband eingeflochten war.

Bunte Chronik

* **Der Mord an dem „Knochenbrecher".** In ein eigenartiges Milieu leuchtete ein Voruntersuchungsverfahren hinein, das den Untersuchungsrichter des Berliner Landgerichts I beschäftigt und auf Mord lautet. Der schon vor einigen Jahren durch Veranstaltung eines recht merkwürdigen „Herrenabends" bekannt gewordene Klub „Roland", dessen Mitglieder sich zumeist aus Ringkämpfern, Boxern und Athleten zusammensetzen, hatte in den „Germaniafestsälen" in Berlin einen großen Ball veranstaltet, an dem etwa 2000 Personen teilnahmen, unter anderen der Verein „Osten" mit seinem Vorsitzenden Georg Döring, genannt der „Knochenbrecher". Diesen eigenartigen Ehrentitel hatte Döring wegen seiner außerordentlichen Körperkräfte· Gegen 2 Uhr morgens entstand auf der Rutschbahn ein Streit, den Döring in entsprechender Weise dadurch zu beenden versuchte, daß er einige andere Athleten von oben die Rutschbahn herunterwarf. Plötzlich knallten mehrere Revolverschüsse und der „Knochenbrecher" sank zu Tode getroffen zu Boden Auf die Auffindung des Täters setzte der Verein eine Belohnung von 100 000 Mark aus, und auf eine anonyme Anzeige hin erfolgte die Verhaftung des Restaurateurs Friedrich Meier unter dem Verdacht des Mordes. Der Verein „Osten" behauptet sogar, daß Döring derartig gefürchtet gewesen sei, daß daß man schon immer mit seiner gewaltsamen Beseitigung gerechnet habe. In bestimmten Kreisen habe sich eine Art modernes Femgericht gebildet und auf den Beschuldigten Meier sei das Los gefallen, Döring erschießen zu müssen. Wie behauptet wird, wird die Untersuchung in dieser Sache und damit die völlige Aufklärung dadurch sehr erschwert, daß viele Zeugen, darunter solche, die für Meier sehr entlastend aussagen können, mit ihren Aussagen aus Furcht vor der Rache der Freunde des Getöteten sehr zurückhalten

*

* **Aus einer amerikanischen Zeitung.** In eine einsame Farm in Kalifornien brach nachts ein Bär ein. Die allein im Haus befindliche Frau glaubte, es sei ihr Mann, der sich trotz des Alkoholverbots einen Rausch geholt habe. Sie empfing ihn nach Gebühr, ohne vorher Licht gemacht zu haben. — Der Bär soll noch in derselben Nacht siebzehn englische Meilen gelaufen und mehrere Wochen lang wegen seines schauderhaften Aussehens — von seinen Kollegen gemieden worden sein.

*

* **Filmregisseur und Löwe.** Von dem bekannten Filmdarsteller Joe May weiß die Wiener „Illustrierte Kinowoche" eine hübsche Anekdote zu erzählen. Der große Filmregisseur gerät bei schwierigen Filmaufnahmen oft sehr schnell in eine derartige Aufregung, daß er zu allerhand Taten fähig ist, die er bei ruhiger Überlegenheit wohl kaum ausführen würde. In dem Film vom „Indischen Grabmal" wurde unter anderem auch eine Raubtiergruppe aufgenommen. Einer der Löwen drehte dem Apparat erbarmungslos stets die vom Kopf entgegengesetzte Hälfte seines Körpers zu. Alles Locken mit Fleischstücken, mit Zungenschnalzen und Peitschenknallen war fruchtlos. Der Löwe blieb sitzen, wie er saß. Joe May raufte sich die Haare und blickte hilfesuchend um sich. Auf einmal sprang er auf den Käfig zu, hatte mit einem Ruck das Gitter geöffnet, den ahnungslosen Löwen beim Schweif gepackt und — umgedreht. Eine Sekunde später war er wieder draußen. Zweifellos hat noch niemals ein Löwe so einen Schreck bekommen, wie der, den Joe May so kaltblütig umgedreht hat.

Kleine Rundschau-Ecke

Zarte Andeutung. „Ah, ich störe die Herrschaften beim Mittagessen — Verzeihung! übrigens — einladendes Wetter heute — nicht?"

*

Doppelsinnig. A (drohend): „Erkennen Sie in mir nicht den Mann wieder, zu dem Sie mal „Ochs" sagten?" — B (nachdenklich): „Ja, Sie sehen so aus!"

*

Verschimmelt. Pferdebesitzer: „Sie wollen bestreiten, daß der Stall feucht sei — da sehen Sie sich meinen Schimmel an — das war früher ein Rappe!"

*

Splitter. Zwei Krücken ernähren manchen heutzutag besser als zwei Hände.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.